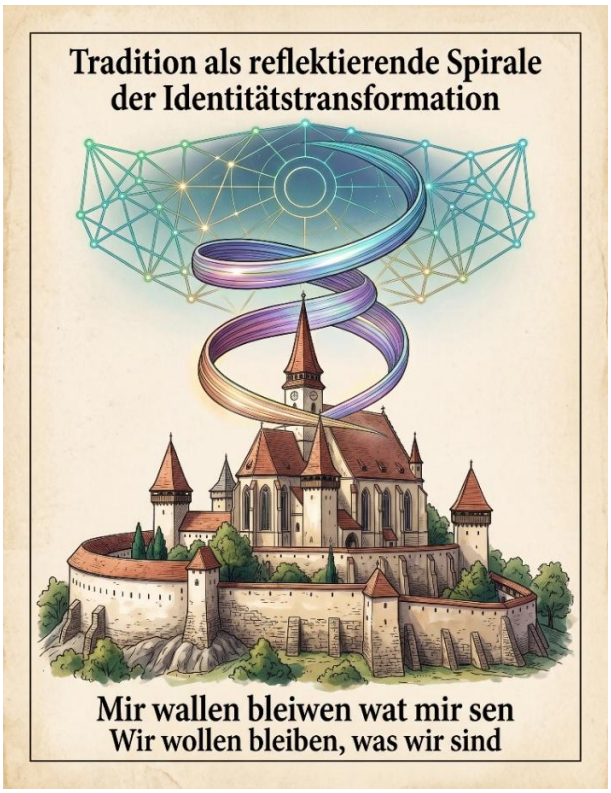
Johann Lauer

Mir wallen bleiwen wat mir sen

Die Dialektik der Beständigkeit: Warum sich Tradition nur im Wandel behauptet



**Gewidmet den kommenden Generationen –
damit unser Kulturerbe nicht zur Asche erstarrt,
sondern durch unser und ihr Tun lebendige Praxis bleibt**

„Wir wollen bleiben, was wir sind“: Der siebenbürgisch-sächsische Identitätssatz klingt auf den ersten Blick wie ein Manifest des Beharrens – und birgt doch eine tiefe philosophische Dialektik. Der Philosoph und Politikwissenschaftler Dr. Johann Lauer begreift Tradition als reflektierende Spirale der Identitätstransformation: Identität vollzieht sich weder im musealen Stillstand noch im Bruch mit der Herkunft, sondern in einer generationellen Gestaltungsleistung. Ob im mittelalterlichen Königsboden, unter den Systembrüchen des 20. Jahrhunderts oder in der weltweiten Zerstreuung von heute – Beständigkeit erweist sich nicht im Konservieren, sondern im reflektierenden Urteilen, das schöpferisch am Fundament der Herkunft weiterbaut.

Publikationsnachweis: Zuerst veröffentlich in der Siebenbürgischen Zeitung vom 15. Oktober 2026.

A. Ein Satz, der mehr verlangt, als er verspricht

Wir wollen bleiben, was wir sind. Doch was bedeutet „Bleiben“, wenn sich die Koordinaten der Welt um uns herum radikal verschieben?

Wer diesen Satz nur als Beharren versteht, überhört seine eigentliche Pointe. Denn wer in einer sich verändernden Umwelt identisch bleiben will, muss sich verändern. Nur durch stetige Neuanpassung bleiben die Werte und die Handlungsfähigkeit einer Gemeinschaft lebendig. Wandelt sich freilich der normative Kern selbst zu beliebig, geht genau das verloren, was man bewahren wollte.

Hier stoßen wir auf ein Grundproblem der Philosophie: Wie lässt sich Dauer im Wechsel denken? Tradition wird im Alltag oft missverstanden – als eine Art Erbstück in einer bemalten Holztruhe, das von Geschlecht zu Geschlecht weitergereicht wird, ohne dass jemand daran rührt. Dieses museale Bild ist bequem, aber verfehlt das Phänomen. Tradition ist keine statische Reproduktion des Vergangenen. Sie ist ein dynamischer Prozess aus selektiver Aneignung, kritischer Prüfung, Deutung und schöpferischer Weitergabe. Jede Generation entscheidet existenziell neu, was sie übernimmt, was sie verwirft und wie sie das Überlieferte in ihrer eigenen Lebenswelt zur Geltung bringt.

Warum „dialektisch“? Die produktive Spannung

Das Wort „Dialektik“ klingt im ersten Moment abstrakt, beschreibt aber eine lebenspraktische Notwendigkeit: das fruchtbare Zusammenspiel zweier gegensätzlicher Pole, die einander bedingen.

- **Beständigkeit** stiftet Herkunft, Kontinuität, existenzielle Verankerung und bewahrt historisches Erfahrungswissen.
- **Veränderung** ermöglicht Anpassung, Innovation, Fehlerkorrektur und eröffnet neue Handlungshorizonte.

Wer ausschließlich auf Beständigkeit pocht, endet in Erstarrung und musealem Kitsch. Wer nur auf Anpassung setzt, driftet in Orientierungslosigkeit und Geschichtslosigkeit ab. Dialektisch bedeutet: Kontinuität und Wandel sind keine Feinde. Tradition bewahrt sich nicht gegen den Wandel, sondern durch ihn hindurch. Ihre Beständigkeit liegt in ihrer Fähigkeit zur reflektierten Selbstverwandlung.

Tradition als reflektierende Spirale der Identitätstransformation

Um diese Dynamik methodisch zu fassen, knüpfe ich an ein klassisches Modell der Philosophie an: den hermeneutischen Zirkel, wie ihn Hans-Georg Gadamer beschrieben hat. Verstehen vollzieht sich kreisförmig: Wir verstehen das Neue vor dem Horizont des bereits Bekannten, und das Bekannte erscheint im Lichte des Neuen plötzlich verändert.

Der Wissenschaftsphilosoph Hans Poser hat zu Recht präzisiert, dass diese Bewegung keine Kreisbahn ist, sondern die Gestalt einer Spirale hat: Wir kehren nach einer Erfahrung nie an denselben Ausgangspunkt zurück, sondern erreichen ein vertieftes, erweitertes Verständnis.

Diesen Gedanken übertrage ich von der individuellen Erkenntnis auf die Gemeinschaft: Kollektive Identität vollzieht sich als generationelle Spirale. Tradition begreife ich in diesem Sinne als reflektierende Spirale der Identitätstransformation. Jede Generation nimmt das überlieferte Erbe auf, misst es an den Erschütterungen ihrer Epoche und deutet es neu. Jede Zäsur, jede Antwort auf eine Krise wird so zu einer weiteren Windung dieser Spirale – und stärkt die Widerstandskraft des Einzelnen wie der Gemeinschaft. Ob sich diese Bewegung aufwärts zu höherer Urteilskraft oder abwärts zur Auflösung dreht, ist keineswegs historisch determiniert. Weder Fortschritt noch Verfall sind garantiert. Der Verlauf hängt allein davon ab, wie urteilsfähig und verantwortungsbewusst jede Generation ihr Erbe befragt und weiterentwickelt.

Schutz vor zwei Zerrbildern der Identität

Die reflektierende Spirale der Identitätstransformation zieht einen doppelten Schlussstrich unter überlebte Denkmuster. Dieses handlungsorientierte Verständnis von Identitätstransformation immunisiert zugleich gegen zwei Irrwege:

- **Gegen die museale Erstarrung:** Es wehrt die Gefahr ab, Herkunft zum unberührbaren Folklore-Denkmal zu degradieren, das im modernen Alltag keine lebenspraktische Relevanz mehr besitzt.
- **Gegen ethno-essentialistische Mythen von Blut und Boden:** Sie entlarvt den völkischen Mythos, Identität sei ein statisches, blutsmäßiges Erbgut, das es gegen die Gegenwart abzuschirmen gilt. Und sie überwindet das Dogma einer reinen Bodenständigkeit, das Zugehörigkeit an den geografischen Raum fesselt.

Identität ist kein Naturzustand, sondern Kulturarbeit. Aneignung, Bewahrung und schöpferische Transformation sind untrennbare Momente ein und derselben Praxis: Wer eines davon streicht, bringt die Spirale zum Stillstand.

B. Die reflektierende Spirale unserer Geschichte: Von der festen Burg zum offenen Club

Wie dieses Spiralmodell in der Praxis wirkt, belegt die Geschichte der Siebenbürger Sachsen exemplarisch an ihren historischen Wegmarken:

1. **Der mittelalterliche Königsboden:** Es galt ab dem 12. Jahrhundert, in der Fremde aus dem Nichts Rechtsordnung, Gemeinschaft und Selbstverwaltung aufzubauen.
2. **Die Kirchenburgen:** Sie waren die zeitgemäße wehrtechnische Antwort einer Epoche zur Sicherung des physischen Überlebens und der gemeinsamen Werte.
3. **Die Katastrophen des 20. Jahrhunderts:** Flucht, Evakuierung, Deportation, Enteignung, kommunistische Diktatur und Verlust des gemeinsamen Siedlungsgebietes stellten die bisherigen Lebensformen radikal infrage.
4. **Die globale Zerstreuung der Gegenwart:** Heute lebt die Gemeinschaft transnational zerstreut – von Hermannstadt über München bis nach Übersee. Sie wandelte sich von einer festen Burg zu einem offenen Club.

Die Kirchenburgen haben über Jahrhunderte das physische Überleben garantiert. Weitaus wirkmächtiger und dauerhafter waren jedoch die **geistigen Ringmauern**, die das Gemeinwesen der Siebenbürger Sachsen von innen heraus formten und schützten: ein feinmaschiges Netz identitätsstiftender Institutionen. Dazu gehörten Andreanum und Nationsuniversität als Garanten von Recht und politischer Autonomie, Glaube und Kirche als religiöses Band, Sprache und Schule als Bildungsfundament, Brauchtum und Nachbarschaften als gelebte Solidarität im Alltag sowie Stiftungen und Vereine als Ausdruck bürgerschaftlicher Verantwortung.

Nation und Nationalstaat

Zwei einflussreiche Modelle der Nation wenden sich bis heute gegen objektivistische und biologische Determinismen. Bereits 1882 wies der französische Philologe und Philosoph Ernest Renan objektive Kriterien wie Rasse, Sprache, Religion, Geografie oder wirtschaftliche Interessen als Fundament der Nation zurück. Sein Ansatz ist subjektiv-voluntaristisch: Die Nation ist eine Willensgemeinschaft, die auf dem stillschweigenden Einverständnis ihrer Bürger beruht, einem „täglichen Plebiszit". Dieser Wille speist sich aus einem gemeinsamen Erbe an Erinnerungen, zu dem ebenso das gemeinsame Vergessen gehört. Die Nation ist kein unausweichliches Schicksal, sondern ein fortwährender Willensakt.

Einen kulturwissenschaftlich-konstruktivistischen Zugang wählte ein Jahrhundert später Benedict Anderson. In *Imagined Communities* (1983) beschreibt er die Nation als „vorgestellte politische Gemeinschaft", begrenzt und souverän gedacht: Ihre Angehörigen können einander nie alle kennenlernen, doch in ihrem Bewusstsein lebt das Bild ihrer Zusammengehörigkeit und Gleichrangigkeit.

Die zivilisatorischen Errungenschaften des modernen Nationalstaats

Dass der Nationalstaat eine enorme historische Wirkungskraft entfaltete, lag an seinen emanzipatorischen und institutionellen Errungenschaften. Er schuf einen einheitlichen Kommunikations- und Bildungsraum: Standardisierte Schriftsprachen, allgemeine Schulbildung, staatlich getragene Universitäten und Museen sowie eine breite Öffentlichkeit ermöglichten eine bis dahin unbekannte Blüte von Kultur und Wissenschaft. Einheitliche Rechtsräume, Binnenmärkte und Infrastrukturen legten wesentliche Grundlagen modernen Wohlstands. Die nationale Identifikation war zugleich Voraussetzung des Sozialstaats, denn Umverteilung und Solidarität jenseits von Familie, Stand und Religion setzen ein Kollektiv voraus, das sich als Schicksals- und Verantwortungsgemeinschaft begreift. Nicht zuletzt fanden Demokratie und Rechtsstaat im Nationalstaat ihre institutionelle Gestalt: Volkssouveränität, Gewaltenteilung und Grundrechte erhielten den verbindlichen Rahmen, in dem sich die Bürger als Gleiche anerkannten.

Die völkischen Entgleisungen des Nationalismus im 20. Jahrhundert

In der historischen Realität erwiesen sich diese aufklärerisch-liberalen Konzepte vielerorts als brüchig. An die Stelle des freien Willens traten seit dem späten 19. und vollends im 20. Jahrhundert fatale Determinismen: Geografie, Abstammung und eine aggressive „Blut-und-Boden"-Ideologie verdrängten den staatsbürgerlichen Nationenbegriff. In einem Europa mit einem dichten Mosaik heterogener Völker, Ethnien und Konfessionen war der wahnhafte Versuch, ethnisch homogene Nationalstaaten mit scharfen Grenzen zu erzwingen, eine

Katastrophe. Nationalismus und expansive Territorialansprüche wurden zu einem der stärksten Kriegstreiber. Zwei Weltkriege und die beispiellosen Zivilisationsbrüche des 20. Jahrhunderts gingen wesentlich aus einer Politik hervor, die den Nationalstaat rassistisch auflud und ethnische Homogenität durch Vertreibung und Vernichtung erzwingen wollte.

Die Zäsur für nationale Minderheiten: Das Beispiel der Siebenbürger Sachsen

Die zerstörerische Dynamik des Homogenisierungsdrucks traf über Jahrhunderte gewachsene Minderheiten wie die Siebenbürger Sachsen mit voller Härte. Ihre „Nation" im Sinne der *Unio Trium Nationum* war ein ständischer Begriff und mit dem modernen Nationsbegriff nicht identisch; gerade dieser ständische Rahmen geriet unter den Druck der entstehenden Nationalstaaten. Den Auftakt bildete 1876 die Aufhebung der politischen Autonomie des Königsbodens und die Entmachtung der Sächsischen Nationsuniversität. Die anschließende Magyarisierungspolitik wurde dabei nicht völkisch, sondern staatsbürgerlich begründet, im Namen der einen „ungarischen politischen Nation". Auch das liberale Modell konnte also Homogenisierungsdruck erzeugen, wenn es die Gleichheit der Bürger mit kultureller Einheitlichkeit verwechselte. Nach 1918 folgten entsprechende Rumänisierungsbestrebungen.

Vollends existenzbedrohend wurde die Lage während und nach dem Zweiten Weltkrieg: Einberufungen in die deutsche wie rumänische Armee, Kriegsschäden, kollektive Stigmatisierung, Deportationen in sowjetische Zwangsarbeitslager sowie Enteignung und Entrechtung unter der kommunistischen Diktatur erschütterten eine über 800 Jahre alte Gemeinschaft in ihren Grundfesten. Was Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Diktat der Homogenisierung begann, endete für die Siebenbürger Sachsen in der Zerstörung ihrer soziokulturellen Heimat und im Massenexodus bis zum Ende des 20. Jahrhunderts.

Vom gemeinsamen Lebensraum zum gemeinsamen Kommunikationsraum

Zwischen 1978 und 1995 verließen rund 90 Prozent der Siebenbürger Sachsen ihre Heimat. Damit war ein über achthundert Jahre gewachsener Lebensraum Geschichte. Für die überwiegende Mehrheit war schon damals klar, dass für die nun weltweit Verstreuten kein gemeinsamer territorialer Lebensraum mehr entstehen würde.

Zeitgleich vollzog sich eine stille Revolution: Seit den Anfängen digitaler Netzwerke im Jahr 1969 hatte sich schrittweise eine Fülle neuer Werkzeuge herausgebildet – von der E-Mail über Diskussionsforen bis zu frühen Chat-Systemen. Doch erst das von Tim Berners-Lee am Genfer CERN entwickelte World Wide Web eröffnete um 1990 eine völlig neue Dimension: Es verwandelte die zuvor technisch sperrige Vernetzung in ein anschauliches, allgemein zugängliches Medium und bahnte der digitalen Kommunikation den Weg zum weltweiten Massenphänomen.

Genau zu jener Zeit hielt die Technikgeschichte jene Instrumente bereit, die für eine zerstreute Gemeinschaft zum Rettungsanker vor dem Vergessen werden sollten. Als ich 1995 die ersten Informationen über die Siebenbürger Sachsen überhaupt online zugänglich machte und in Vorträgen sowie Beiträgen – etwa 1999 unter dem Titel Gemeinsame Kommunikationsräume im Internet – dafür plädierte, das World Wide Web als neues Forum zu begreifen, war das Ziel klar: Da der physische Siedlungsraum verloren war, mussten gemeinsame Werte und Interessen das Band der Zukunft bilden. Das Netz lieferte die geeigneten Werkzeuge, um Kultur und Wissen über Kontinente hinweg lebendig zu halten.

Die Siebenbürger Sachsen haben diese Möglichkeiten frühzeitig ergriffen und in den Dienst der eigenen Sache gestellt: als weltweiter Kommunikationsraum gegen das Verstummen in der Zerstreuung. Heute ist die digitale Teilhabe über Generationen und Kontinente hinweg gelebte Selbstverständlichkeit.

Wie tragfähig dieses Netz geworden ist, zeigte sich spätestens im Pandemiejahr 2020: Der traditionelle Heimattag zu Pfingsten in Dinkelsbühl fand ausschließlich im digitalen Raum statt; Vorträge und Festveranstaltungen werden seither routiniert weltweit übertragen, und Vereinsvorstände tagen wie selbstverständlich hybrid – teils vor Ort, teils aus aller Welt zugeschaltet.

Die neueste Windung der Spirale: Die Bewährungsprobe im Zeitalter der Generativen Künstlichen Intelligenz

Mit dem Übergang in das digitale Zeitalter erreicht die generationelle Spirale eine neue, folgenreiche Windung: das Aufkommen Generativer Künstlicher Intelligenz (GenKI). Wenn Algorithmen Texte in Sekundenschnelle paraphrasieren, synthetisches Wissen erzeugen und Geschichte auf statistische Wahrscheinlichkeiten reduzieren – was bleibt dann von der Urteilskraft einer Gemeinschaft?

Hier droht eine neuartige Form der Entwurzelung: die digitale Verflachung. Sprachmodelle operieren brillant auf der Ebene der Syntax, besitzen aber keinerlei Zugang zur Semantik, zur echten Bedeutung. Sie sind im Kern hochentwickelte statistische Systeme – „stochastische Papageien“ –, die Texte aus Wahrscheinlichkeiten zusammensetzen, ohne Sinnzusammenhänge hermeneutisch zu verstehen. Philosophisch gesprochen: Die KI verharrt auf der Ebene der „dünnen Beschreibung“ (("*thin description*" im Sinne von Gilbert Ryle und Clifford Geertz). Sie erfasst Datenmuster, scheitert jedoch an der „dichten Beschreibung“ ("*thick description*") – an der Deutung von Absichten, Werten, Schmerz, Resilienz und den komplexen kulturellen Codes einer Gemeinschaft.

Die Dialektik von Innovation und Selbstbehauptung

Wenn eine Minderheitengeschichte wie die der Siebenbürger Sachsen im digitalen Rauschen nicht durch fundiertes Wissen repräsentiert ist, beginnt die KI zu „halluzinieren“. Sie erfindet Narrative, verwässert Zusammenhänge und setzt an die Stelle gewachsener Identität ein synthetisches Surrogat (neudeutsch: *AI-Slop*, digitaler Müll).

Die Antwort auf diesen Umbruch darf weder technophober Rückzug noch naive Unterwerfung sein. Sie liegt in der Dialektik aus technologischer Innovation und epistemischer Selbstbehauptung:

- **Die Grenzen der Maschine:** Das Bewerten bleibt eine unübertragbare Domäne des Menschen. Nur das erkennende Subjekt besitzt die Urteilskraft zu unterscheiden, was wahr oder falsch, gerecht oder ungerecht, sinnstiftend oder bloße Fiktion ist. Die Deutungshoheit und die historische Verantwortung dürfen niemals an Algorithmen delegiert werden. Der Mensch muss das verantwortliche Zentrum im Prozess bleiben.
- **Die Nutzung des Werkzeugs:** Gleichzeitig nutzen wir modernste Informationstechnologien, um das Überlieferte zu sichern. Durch den Aufbau einer geprüften Wissensbasis (*Ground Truth*) und moderner Wissensgraphen (*GraphRAG*)

binden wir die GenKI an belegte historische Fakten. Sogar unsere Mundarten – vom Hermannstädterischen bis zum Reußner Dialekt – lassen sich über offene Sprachmodelle vor dem Verstummen bewahren.

Wer heute bleiben will, was er ist, darf die Erzählung der eigenen Geschichte nicht globalen Sprachmodellen überlassen. Die GenKI kann ein virtuoser, hocheffizienter Bibliothekar sein – doch das Bewerten bleibt die unübertragbare Domäne des Menschen: Nur das urteilende Subjekt, der *Mensch in der Schleife* (*Human in the Loop*), entscheidet über Sinn, Wahrheit und Gerechtigkeit. Die Werkzeuge mögen digital sein, die Verantwortung für das historische Gewissen tragen wir selbst.

Die konsequente Dreisprachigkeit als Kulturtransfer

Die weltweite Zerstreuung unserer Gemeinschaft verlangt das Aufbrechen enger Sprachgrenzen. Während Deutsch für die Mehrheit nach wie vor die Muttersprache ist, schwindet die Kompetenz im Dialekt unübersehbar. Zugleich leben große Teile der Gemeinschaft – insbesondere in den USA und Kanada – seit Generationen im englischsprachigen Raum. Um sie und die internationale Öffentlichkeit zu erreichen, ist Englisch als heutige *Lingua franca* unverzichtbar. Siebenbürgisch-sächsische Identität und ihr Kulturerbe bewahren sich heute in drei Sprachen:

- **Auf Deutsch**, samt dem **siebenbürgisch-sächsischen Dialekt**, um das Band zur Herkunft, zur Literatur und zu den Quellen lebendig zu halten.
- **Auf Englisch**, um die Brücke zur nordamerikanischen Diaspora zu schlagen und unser Erbe weltweiten Diskursen zugänglich zu machen.
- **Auf Rumänisch**, weil der Erhalt unserer Denkmäler in Siebenbürgen vom Dialog mit der heutigen Mehrheitsgesellschaft abhängt – und weil an den deutschen Schulen in Siebenbürgen heute eine neue Generation heranwächst, die dieses Erbe auch ohne sächsische Wurzeln aufgreift und pflegt.

Diese Dreisprachigkeit darf man nicht den Modellen und Vorgaben globaler Tech-Unternehmen überlassen. Übersetzung ist keine mechanische Datenkonvertierung, sondern ein anspruchsvoller hermeneutischer Erkenntnisprozess, der historische Nuancen und kulturelle Urteilskraft verlangt.

Wie diese technologische Selbstbehauptung in der Praxis gelingen kann, habe ich in der Siebenbürgischen Zeitung vom 7. Februar 2026 skizziert:
Siebenbürger Sachsen – Ein Porträt: Geprüftes Fachwissen für die Öffentlichkeit und verlässliche Wissensbasis für Generative Künstliche Intelligenz (GenKI).

Das Projekt „Siebenbürger Sachsen – Ein Porträt“ als „*work in progress*“ findet man im Internet: siebenbuergersachsen.de/portraet/index.htm.

C. Vom Gestern zum Morgen

Im ersten Teil habe ich Tradition als reflektierende Spirale der Identitätstransformation theoretisch entfaltet, im zweiten dieses Modell an den existenziellen Grenzsituationen und maßgeblichen Zäsuren unserer Geschichte geprüft. Nun wende ich mich den praktischen Konsequenzen für das Hier und Jetzt zu: Wie wird aus historischer Erkenntnis vernünftige

Orientierung für die Gegenwart – und wie gestalten wir auf diesem Fundament unsere Zukunft? Dieser Frage geht der dritte Teil nach, ehe das Fazit die Summe zieht: Wie wird unser historisches Erbe zum verlässlichen Kompass – und wie können geistige Ringmauern Halt geben, ohne den Weg in eine offene Zukunft zu verstellen? Erst in diesem Licht zeigt unser Leitspruch „Mir wallen bleiwen wat mir sen" seine dialektische Pointe: als Bekenntnis, das Eigene im gestaltenden Wandel neu zu behaupten.

Was verfällt und was bleibt: Die drei praktischen Ebenen

„Bewahren im Wandel“ darf kein Alibi für Beliebigkeit sein. Um präzise zu bestimmen, was sich überhaupt aus der Geschichte auf die Gegenwart übertragen lässt, unterscheide ich drei Ebenen historischer Erfahrung – in der philosophischen Fachsprache: Wert-, Ziel- und Mitteldiskurse:

1. An erster Stelle stehen die **Werte** – wie Rechtsmoral, Freiheitsstreben, Urteilskraft und Gemeinsinn. Sie sind dauerhaft erneuerbar und bilden über Epochen hinweg unseren unverzichtbaren normativen (ethischen und politischen) Kompass.
2. Die zweite Ebene umfasst die **Ziele** – etwa das Streben nach Selbstbestimmung, Bildung und sozialem Schutz. Sie lassen sich fortlaufend reaktualisieren, müssen jedoch von jeder Generation vor dem Horizont ihrer eigenen Zeit neu justiert werden.
3. Die dritte Ebene betrifft **Mittel**, die sich grundlegend spalten: Während rein materielle Instrumente und historische Wehrbauten unwiderruflich veralten, bleiben *soziale Techniken* (wie Rechtspflege, Selbstverwaltung und Bildungsinstitutionen) dauerhaft wandlungsfähig, weil sie von vernünftigen Zwecken und ethischen Haltungen getragen werden.

Übertragbar ist Geschichte also nicht anhand ihrer äußeren Formen, sondern danach, wie stark eine Praxis von Werten und Zwecken durchdrungen ist. Was bloß Instrument war, darf und muss sich wandeln. Was Zweck und Wert war, bleibt im Kern als tragendes Fundament bestehen.

Praktische Historiographie: Geschichte als Orientierungswissenschaft

Hier schlägt die geschichtsphilosophische Reflexion in methodische Praxis um. Wer aus der Vergangenheit für die Gegenwart lernen will, steht vor einem fundamentalen Dilemma: Geschichte wiederholt sich nicht; sie liefert keine fertigen Rezepte.

Dass der alte Topos einer *Historia magistra vitae* – der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens – heute nicht mehr trägt, liegt auf der Hand. Doch auch die drei maßgeblichen modernen Vermittlungsmodelle greifen zu kurz, da sie weder dem Sein-Sollen-Problem noch dem naturalistischen Fehlschluss entgehen:

1. Die *Applied History* erschöpft sich weitgehend in historischen Analogien, Checklisten und pragmatischen Faustregeln.
2. Die *Normative-Rational-Choice-Theory* rechnet mit abstrakten Nutzenmodellen, die die historische Gewachsenheit des Menschen ignorieren.
3. Das Konzept der *Applied Phronesis* (angewandte Klugheit) schrumpft in der Praxis nicht selten zu einer bloßen Management- und Handlungsstrategie zusammen.

Meine Konzeption einer praktischen Historiographie begreift Geschichte als Orientierungswissenschaft. Sie stützt sich auf drei tragende Säulen des Wissens, denen drei fundamentale philosophische Traditionen zugrunde liegen:

1. **Verstehenswissen (Sinn):** Es wurzelt in der *deskriptiv-interpretativen* Tradition und fragt: Was bedeutete ein Ereignis für die Zeitgenossen? Welcher Sinn leitete ihr Handeln?
2. **Verfügungswissen (Kausalität):** Es entstammt der *explanativ-prognostischen* Tradition und analysiert: Welche Mechanismen, sozioökonomischen Bedingungen und Regelmäßigkeiten führten zu bestimmten Ergebnissen?
3. **Orientierungswissen (Praxis):** Es entspringt der *praktischen Tradition* und fragt: Woran sollen wir uns halten? Was begründet gerechtes und vernünftiges Handeln im Hier und Jetzt?

Während die ersten beiden Säulen seit jeher das anerkannte Kerngeschäft der historischen Forschung bilden, blieb die dritte methodisch weitgehend unerschlossen: die Frage, wie aus historischem Wissen ein begründetes Urteil darüber erwächst, was wir tun sollen. Genau hier setzt die Praktische Historiographie an. Sie prüft Verstehens- und Verfügungswissen am Maßstab der praktischen Vernunft und verwandelt historische Erkenntnis in verbindliches Orientierungswissen – einen philosophisch fundierten Zukunftskompass.

Wer Geschichte für die Gegenwart fruchtbar machen will, muss sich dabei vor zwei klassischen Denkfallen hüten: Was sich historisch bewährt hat, ist allein deshalb noch lange nicht richtig für heute. David Hume zeigte, dass aus bloßen Tatsachen logisch kein Sollen folgt (*Sein-Sollen-Problem*): Dass etwas so war, begründet nicht, dass es so bleiben soll. Und George Edward Moore wies mit dem *naturalistischen Fehlschluss* nach, dass sich das moralisch Gute niemals durch bloße (natürliche) Fakten wie Nutzen, historischen Erfolg oder Überleben definieren lässt.

Die Praktische Historiographie nutzt Geschichte deshalb weder als Rezeptbuch noch als Faktenkatalog. Sie liefert keine fertigen Urteile, sondern schärft unsere Urteilskraft für gegenwärtige Dilemmata. Beiden Denkfallen entgeht sie, indem sie historische Tatsachen von normativen Werten methodisch trennt und den Schritt vom Sein zum Sollen als eigenständige Begründungsleistung ausweist: Die Vergangenheit liefert den „Erfahrungsraum“ (Reinhart Koselleck) – das begründete Urteil für den „Erwartungshorizont“ wird in Wert-, Ziel- und Mitteldiskursen im Hier und Jetzt von autonomen Subjekten gefällt.

D. Fazit: Das Kulturerbe als Kompass - Geistige Ringmauern für eine offene Zukunft

Begeisterung und ein wohlbegründetes Pathos sind für jede Gemeinschaft fruchtbar: An Sonn- und Feiertagen stiften sie Identität und Zusammenhalt. Doch schlagen beide, sobald sie in missionarischen Eifer kippen, verlässlich in ihr Gegenteil um: Moralisieren spaltet die Gemeinschaft, infantilisiert den Diskurs und bringt die zivilisierte Auseinandersetzung zum Erliegen. Tragfähig erweist sich eine Tradition daher erst an den Werktagen – dort, wo

Menschen sich einzeln und gemeinsam mit ihr auseinandersetzen, im kritischen Aneignen, Bewahren und Weiterentwickeln.

Die folgenden Überlegungen verstehen sich deshalb nicht als Einforderung einer vorgegebenen Gesinnung, sondern als Einladung zur freien Urteilskraft. Es versteht sich als Beitrag zum Nachdenken darüber, wie Tradition gestaltbar bleibt und wie wir unser Motto zeitgemäß mit Leben füllen. Die Überlegungen beruhen auf der Einsicht, dass Tradition von Menschen lebt, die den Mut besitzen, am Fundament ihrer Herkunft gestaltend weiterzubauen: Kontinuität überlebt nur dort, wo jede Generation den Wandel wagt. Beständigkeit bedeutet nicht Stillstand, sondern geschichtsbewusste Erneuerung.

Eine Gemeinschaft, die sich heute nostalgisch hinter den verbliebenen Mauern der Kirchenburgen verschanzen wollte, würde lediglich museale Asche verwalten. Die physischen Wehranlagen gehören einer abgeschlossenen Epoche an. Lebendig bleiben Identität und Kulturerbe nur dann, wenn die einstige Schutzfunktion jener geistigen Ringmauern – bürgerschaftliche Selbstorganisation, Verlässlichkeit, Sinn für Rechtssicherheit und gemeinschaftliche Urteilskraft – in die Lebenswelten des 21. Jahrhunderts übersetzt wird.

Dass ein solcher schöpferischer Wandel gelingen kann, hat unsere Gemeinschaft in jüngster Vergangenheit bewiesen: Als der angestammte Siedlungsraum verloren ging und das Internet die Welt veränderte, ergriffen die Siebenbürger Sachsen die neuen Medien frühzeitig – als weltweiter Kommunikationsraum gegen das Verstummen in der Zerstreuung. Heute markiert die Generative Künstliche Intelligenz die nächste technologische Wegmarke. Doch wie schon das frühe Netz stiftet auch sie keinen Sinn aus sich selbst heraus. Ob sie unser Erbe verflacht und verfälscht oder ob sie hilft, es neu zu erschließen, entscheiden nicht globale Tech-Unternehmen, sondern unsere eigene Urteilskraft. Digitale Vernetzung und künstliche Intelligenz bleiben Werkzeuge – unverzichtbare Instrumente, doch niemals Selbstzweck.

Die tragenden Werte und konkreten Ziele unserer Gemeinschaft finden ihren Halt in *zwei geistigen Ringmauern*, die einander bedingen und nur im Zusammenspiel wirken:

- Die erste geistige Ringmauer bildet das *siebenbürgisch-sächsische Kulturerbe* selbst. Es hat die Zäsuren und Katastrophen des 20. Jahrhunderts überstanden und umschließt die Gemeinschaft bis heute als weltweites Band der Sympathie. Dieses Erbe grenzt nicht ab; es strahlt weit über die Herkunftsgemeinschaft hinaus und weckt das Interesse von Menschen unterschiedlichster Herkunft – in Rumänien ebenso wie im internationalen Raum.
- Die zweite geistige Ringmauer bilden die Heimatortsgemeinschaften, die Kirche, Stiftungen, Verbände und Vereine. Sie sind das *organisatorische Rückgrat* unserer Gemeinschaft: Sie geben dem Gemeinschaftsleben Struktur und sorgen für Beständigkeit. Dass ihre Zahl selbst für „Berufssachsen" kaum überschaubar ist, ist kein Nachteil, sondern eine Stärke: Die Vielfalt trägt wesentlich zur Lebendigkeit der Gemeinschaft bei. Der gelegentlich geäußerte Wunsch, diese Unübersichtlichkeit zu beenden und in Erinnerung an die *Universitas Saxonum*, die historische Selbstverwaltung der Siebenbürger Sachsen, einen einzigen Verband zu gründen, ist nachvollziehbar. Ein solcher Zentralismus brächte jedoch mehr Lähmung als Nutzen – er widerspräche dem Wesen einer lebendigen Tradition.

Aus dem Zusammenspiel beider Ringmauern folgt eine grundlegende Einsicht: Die Identität einer Gemeinschaft ist kein Schicksal von Blut und Boden, sondern eine generationelle Gestaltungsleistung. Sie bedarf weder der Fiktion einer „reinen Abstammung“ noch eines geschlossenen Territoriums. Ihre Kraft bewährt sich dezentral: am Zibinsufer ebenso wie am Neckar oder jenseits des Atlantiks.

Unser historischer Leitspruch verbindet das Streben nach Selbstbestimmung mit dem Willen zur Gemeinschaft. Er verlangt genau jene Haltung, die Johann Wolfgang von Goethe im *Faust* formulierte: *„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“*

Denn erst wenn jede Generation das Überlieferte durch eigenes Denken, Urteilen und Handeln neu erwirbt, wird Herkunft zur lebendigen Praxis. Dieses Erwerben ist keine einmalige Geste, sondern eine fortwährende Aufgabe: Es verlangt Urteilskraft und Mut, das Ererbte immer wieder mit zeitgemäßem Sinn zu erfüllen. Darin liegt die eigentliche Lehre unserer Geschichte, und genau darin löst sich das scheinbare Paradox unseres Leitspruchs als dialektische Pointe auf: Wir bleiben, was wir sind, indem wir den Wandel mutig gestalten und uns in ihm stets neu behaupten. Mit vollem Recht und neuem Selbstbewusstsein gilt deshalb auch für das Morgen:

Mir wallen bleiwen wat mir sen.

Wissenschaftlicher Vertiefungshinweis

Für Leser, die sich für die philosophische Begründung dieses Ansatzes interessieren: Die wissenschaftliche Abhandlung „*Praktische Historiographie als Orientierungswissenschaft: Vom historischen Wissen zur philosophisch begründeten praktischen Urteilsbildung*“ von Johann Lauer mit ausführlichem Quellen- und Literaturapparat steht online im Volltext zur Verfügung unter: **lauer.biz/p-his.pdf.**

Autor

Dr. Johann Lauer ist Philosoph und Politikwissenschaftler. Er studierte und promovierte an der Universität Heidelberg in Philosophie (*Magister Artium*) und Politikwissenschaft (*Doctor Rerum Politicarum*). Ein Schwerpunkt seiner Arbeit liegt auf der Wissenschaftsphilosophie; sein jüngstes Werk, *„Philosophie der Politikwissenschaft. Grenzen und Möglichkeiten politikwissenschaftlicher Forschung: Axiologische, epistemische, methodologische und ontologische Grundlagen der Politikwissenschaft“*, erschien 2025 in deutscher (ISBN: 9798315876274, PDF Version) und englischer (ISBN: 9798312765342, PDF version) Sprache. Johann Lauer stammt aus Reußen (Rușd) Rumänien, siedelte 1981 nach Deutschland über und lebt heute in Leimen bei Heidelberg. Weitere Informationen zu seinem Profil sowie zu seinen Forschungsschwerpunkten und Publikationen finden Sie unter: lauer.biz

